



Das Beziehungsgeschehen im Traum und im Psychotherapieprozess

Maria Steiner Fahrni (Zollikon)

Zusammenfassung: In diesem Artikel werden relevante Konzepte aus der Entwicklungstheorie wie die interaktive und intersubjektive Beziehungsgestaltung und das daraus abzuleitende implizite Beziehungswissen an einem eigenen Traum der Autorin erläutert. Thematisiert werden auch der unterschiedliche Umgang mit den Assoziationen bei Freud und Morgenthaler sowie die Methode des phänomenologischen Eintauchens. Ein Fallbeispiel aus der Praxis illustriert zusammenfassend wie diese verschiedenen, sich ergänzenden Erkenntnisse zu einer neuen Dimension des Verständnisses des Beziehungsgeschehens im Traum und im Psychotherapieprozess führen.

Schlüsselwörter: Das phänomenologische Eintauchen, Interaktives und Intersubjektives im Traum, implizites Beziehungswissen, Beziehungsprozess, psychotherapeutische Kasuistik.

Der analytische Prozess erfolgt am Erleben und nimmt erst sekundär am Verstehen Gestalt an. Er orientiert sich an dem, was Analysand und Analytiker erleben. (Morgenthaler, 1986, S. 59)

Ich versuche nicht, die Wichtigkeit der Sprache und des Expliziten zugunsten der impliziten Erfahrung zu bagatellisieren, sondern möchte die Aufmerksamkeit auf das direkte und implizite Erleben lenken, weil es gegenüber dem expliziten vernachlässigt wurde. (Stern, 2005, S. 227)

1 Der intersubjektive Austausch

Wie wichtig der intersubjektive Austausch mit dem Anderen beim Durcharbeiten eines Traumes ist, erlebte ich früh in meiner psychoanalytischen Selbst-

erfahrung. Die starken emotionalen Eindrücke meines ersten intersubjektiven Erlebnisses mit einem Traum sind mir noch Jahrzehnte später in lebendiger Erinnerung. In den ersten Wochen meiner Analyse träumte ich:

Ich bin in der Küche meiner Kindheit und öffne den unteren linken Teil des alten Küchenschrankes. Ich sehe, dass er leergeräumt ist und dass auf dem sauber geputzten Tablar mein neues, mehrteiliges Kaffeeservice aus hellem, goldverziertem Porzellan steht, welches ich kürzlich geschenkt bekommen hatte. Ich bin verwundert, dass mein Geschirr in Mutters Küchenschrank steht.

Einerseits freute ich mich darüber, in meinem Traum das Geschenk zu sehen, das ich real bekommen hatte, andererseits ärgerte es mich, weil ich träumend das Geschenk für mich in Mutters Küchenschrank und nicht in meinen eigenen gestellt hatte. Machte mir dieser Traum deutlich, dass ich mir noch nicht erlaubte, für Eigenes auch einen eigenen Raum zu beanspruchen? Ich äusserte in der Sitzung diese Gedanken und Gefühle, worauf meine Analytikerin sagte: «Aber das Geschirr im Küchenschrank Ihrer Mutter gehört Ihnen.» Nach diesen Worten empfand ich ein freudiges Gefühl der Leichtigkeit, welches ich auch heute noch empfinde, wenn ich daran zurückdenke.

Erst viel später erkannte ich, dass ich dank ihres Hinweises die Bestätigung bekommen hatte, dass etwas mir gehört, über das *ich* selbst verfügen kann, auch wenn es nicht in meinem Schrank steht. Damit war implizit auch eine Gewichtung vorgenommen worden im Sinne von: «Wichtig ist, dass es Ihnen gehört.» Mit der emotionalen Färbung ihrer *expliziten* Worte «gehört Ihnen» hatte ich im Hier und Jetzt nicht nur eine neue Sichtweise auf meinen Ärger gewonnen: Ich hatte mit ihr zudem eine neue *implizite* Beziehungserfahrung gemacht. Durch ihre anerkennende Bestätigung fühlte ich mich in einer bis dahin noch nicht gekannten neuen Weise angenommen und ich spürte, was es heisst, in einem psychoanalytischen Prozess eine Erfahrung zu machen, die in mir eine bleibende Veränderung hinterlässt.

Später lernte ich eine Methode kennen, die mir als junge Psychotherapeutin den Zugang zu Träumen erleichterte: das «phänomenologische Eintauchen». Basierend auf dem philosophischen Gedankengut Heideggers¹ und Boss' handelt es sich dabei um eine aktive Befragungstechnik, bei welcher die Therapeutin dem Traumerzähler spezifische Fragen stellt.² Besonders wird dabei auf den Traumbeginn Wert gelegt, weil dieser Hinweise auf den unbewussten, latenten

Traumkontext geben kann (vgl. Steiner Fahrni, 2007). Des Weiteren stellt sie Fragen, um einerseits die detaillierte Traumgeschichte (das «Was») zu erfahren mit der sich darin entwickelnden, dramatischen Spannungslinie (das «Wie») und andererseits dem Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen nachzuspüren, das sich in diesem gemeinsamen Prozess entfaltet. Im Seminar übten wir diese Technik in Dreiergruppen. Die Teilnehmer übernahmen drei unterschiedliche Rollen: als Erzählerin des Traumes, als Befragende und als Beobachterin.

Relevante Fragen zu meinem Küchenschrank-Traum wären zum Beispiel: *Woran erinnert dich die Küche deiner Kindheit? Was hat sich dort jeweils abgespielt? Welche Gefühle sind damit verbunden? Wie sah der Küchenschrank aus? Was wurde darin aufgehoben? Was motiviert dich im Traum zum Küchenschrank hin zu gehen und ihn zu öffnen? Steht Dein Kaffeeservice für etwas, das Dich mit Deiner Mutter verbindet?*

Diese Methode ist besonders in dreierlei Hinsicht hilfreich: Zum einen ermöglicht das blosses Beobachten des Phänomens, zwischen Wahrnehmung und Interpretation zu unterscheiden. Zweitens zeigt sich dabei, dass durch die Art des Fragens gewisse Inhalte besonders gewichtet oder aber vernachlässigt werden, d. h. dass die eigenen Erfahrungen und die Intuition der Fragenden den Prozess des Befragens mitgestalten. Dies setzt eine wechselseitige Dynamik in Gang, bei der z. B. eine «gewöhnliche Frage» zu einem besonders eindrücklichen Einfall des Träumers führen kann, was die Arbeit mit dem Traum unmittelbar vertieft. Zum dritten reguliert dieser gegenseitige Dialog die aktuelle Beziehung, indem kleine Missverständnisse den Austausch sowohl behindern, als auch durch Klärung wieder in Gang setzen können.

Diese Art des Lernens liess mich früh in meiner Ausbildung erfahren, was ich später als Konzept der «Zwei-Personen-Psychologie» (Balint, 1949) und damit verbunden als die «intersubjektive Wende» (Altmeyer & Thomä, 2006) kennenlernte. Der Begriff «Intersubjektivität» konzeptualisierte meine im Zusammenhang mit dem phänomenologischen Eintauchen gemachten Erfahrungen, dass die interpersonelle Beziehung und damit auch die Beachtung der Übertragungs- und Gegenübertragungsanteile nicht mehr nur allein vom Patienten, sondern auch vom Analytiker mitgestaltet werden. Obwohl Fragen zu stellen im psychoanalytischen Prozess ausser bei der Anamneseerhebung als Unterbrechung der freien Assoziation und des Zugangs zu unbewusstem Material betrachtet wird, so ist es Freud, der uns fragt: «Warum sollen wir nicht dasselbe tun dürfen, den Träumer befragen, was sein Traum bedeutet?» (Freud, GW XI, S. 98)? An anderer Stelle regt er uns an,

...dass wir den Traum in seine Elemente zerteilen und die Untersuchung für jedes Element gesondert anstellen (...), dass der zu den einzelnen Traumelementen Befragte antworten kann, es falle ihm nichts ein (...). Es sind bemerkenswerterweise solche Fälle, in denen wir selbst bestimmte Einfälle haben können. (Freud, GW XI, S. 103)

An diesem Beispiel wird deutlich, dass bereits Freud erkannte, wie im Hin und Her des Fragens eine Form von Beziehung entsteht, die sich mehrheitlich im nichtbewussten Kommunikationsbereich ereignet. Obwohl es scheinbar zu Freuds Zeiten eine Zwei-Personen-Psychologie noch gar nicht gegeben hat, wird daran deutlich, dass der Begründer der Psychoanalyse durchaus als Vorreiter dieser Methode angesehen werden kann. Somit ist das in seiner Nachfolge entwickelte phänomenologische Eintauchen letztlich als Erweiterung und Bereicherung seines Ansatzes zu begreifen.

Eine von Freud abweichende Auffassung im Umgang mit Assoziationen lernte ich in der Auseinandersetzung mit der Traumtheorie von Fritz Morgenthaler kennen. Es sei unnötig, so betonte er, die Assoziationen zu jedem Traumelement zu erfragen, weil die Themen, die sich während der Sitzung zeigten, als zum Traum gehörende Assoziationen betrachtet werden könnten. Entscheidend sei vielmehr die Einsicht, dass sich die Assoziationen zu einem Traum immer in einer bestimmten und nicht in einer zufälligen Sukzession präsentierten (Morgenthaler, 1986, S. 80).

2 Relevante theoretische Konzepte für den praktischen Umgang mit Träumen

2.1 Ansätze von Freud und Morgenthaler

Ausgehend von Freuds Traumtheorie (1900) hat mich vor allem, wie erwähnt, deren Weiterführung durch Balint (1949, 1968) und Winnicott (1969) interessiert. Da sie speziell die Beziehungsgestaltung im psychoanalytischen Prozess als entscheidenden Veränderungsfaktor ansahen, fokussierten sie sich konsequenterweise neben dem intrapsychischen besonders auch auf den interpsychischen Faktor. Dies regte mich an, auch neuere Forschungsergebnisse zu verfolgen und in meine therapeutische Arbeit zu integrieren, zum Beispiel das Konzept des nonverbalen «impliziten Beziehungswissens» (Clyman, 1992 und Lyons-Ruth, 1999) und Sterns Entwicklungstheorie der präverbalen Zeit (Stern, 1985, 2011; Beebe & Lachmann, 2004).

Freud und Morgenthaler kannten weder die beiden unterschiedlichen Gedächtnisformen «implizit» und «explizit», noch den Begriff des «impliziten Beziehungswissens». Daher versuchten sie vermutlich, das nicht erinnerte, nicht gewusste Geschehen aus der präverbalen Kindheit mit den traditionellen theoretischen Modellen der explizit-deklarativen Domäne zu bearbeiten. Da dieses Nicht-Gewusste des Patienten jedoch im implizit-prozeduralen Gedächtnis abgelegt und Worten somit nicht zugänglich ist, zeigt es sich «handelnd», also gestisch und mimisch, usw. Früher sah man darin anstelle des Erinnerns ein unerwünschtes Agieren. Heute dagegen spricht man von Handlungsdialogen (Klüwer, 1983) und von Enactments³ (Jacobs, 1986), welche willkommene Erkenntnis- und Entwicklungsmöglichkeiten schaffen.

Womöglich war Morgenthaler diesen Tendenzen mit den von ihm geprägten Begriffen der «emotionalen Bewegung» und der «unbewussten Tendenz» bereits auf der Spur:

Was aber den Traum ganz besonders charakterisiert, ist die Erfahrung, dass das meiste, was in diesem Agieren «erinnert» wird, nie vergessen oder verdrängt worden ist, weil es zu keiner Zeit gemerkt wurde, niemals bewusst war. Das hängt damit zusammen, dass die Träume, könnte man sie bis zu ihrem wirklichen Ursprung verfolgen und deuten, mit wichtigen Erlebnissen in Verbindung stehen, die in die frühe Kindheit fallen und seinerzeit ohne Verständnisse erlebt worden sind. (Morgenthaler, 1986, S. 51)

Nur ein kleiner Teil dessen, was wir erleben, ist dem Bewusstsein in vollem Umfang zugänglich und kann somit auch sprachlich erfasst werden. Ebenso wird der kommunikative Austausch zwischen Menschen wesentlich durch das Nonverbale bestimmt, was folglich auch in der psychotherapeutischen Arbeit eine grosse Rolle spielt. Das bedeutet, dass neben dem Bewusstwerden von Unbewusstem und Verdrängtem mittels deutender Sprache (Explizites) dem impliziten Geschehen eines therapeutischen Prozesses zumindest gleichwertige Aufmerksamkeit geschenkt werden muss.

2.2 Das Interaktive und das Intersubjektive

Gemeinsam ist den beiden Begriffen des Interaktiven und des Intersubjektiven, dass sie dem präverbalen, implizit-prozeduralen Bereich angehören. Stern (2007/2000, S.I) kam zum Schluss, dass das eine wie das andere ein

von beiden Beteiligten gestaltetes dialogisches Geschehen ist, welches auch den Austausch zwischen Erwachsenen mitbestimmt.

Das Interaktive beschreibt, wie sich Mutter und Kind, respektive Patient und Therapeutin durch Handlungen in Bezug auf Affekte, Rhythmus, usw. aufeinander abstimmen (oder verfehlen), wie sie sich gegenseitig regulieren und wie aus dieser Erfahrung beim Kind und beim Patienten die Fähigkeit zur Selbstregulation wächst (Beebe & Lachmann, 2004). Beim *Intersubjektiven* geht es um die Gefühle, die zwischen den beiden innerhalb der Bezugnahme aufeinander entstehen und was die beiden über einen längeren Zeitraum wechselseitig von der Innenwelt des Anderen verstehen (oder missverstehen).

Die aus neuen Entwicklungsstudien hervorgegangenen Konzepte legen nahe, dass der Säugling nicht das Objekt selbst internalisiert, sondern den *Prozess der wechselseitigen Regulierung* zwischen sich und der Mutter. Dabei unterscheiden Beebe und Lachmann (2004) drei Ebenen: erstens die Ebene der Eltern-Kind-Dyade als ein in der Beziehung sich interaktiv regulierendes Feld, zweitens die regulierenden Prozesse beim Kind selber sowie drittens die Ebene dieser Prozesse jedes Elternteils für sich als eine sich selbst regulierende Einheit. Wir regulieren im Verlauf einer Interaktion nicht nur unseren eigenen Zustand, sondern spüren zugleich empathisch, wie sich dieser auf unser Gegenüber auswirkt und wie umgekehrt wir vom Zustand des Anderen beeinflusst werden. Diese wechselseitig regulierende Abstimmung ist nicht nur zwischen Mutter und Kind, sondern auch zwischen Patient und Therapeutin eine zentrale gemeinsame *Aktivität*. Sie kommt mimisch, gestisch oder stimmlich zum Ausdruck, wird aber auch von Worten begleitet mit dem Ziel einer intersubjektiven Abstimmung. Daraus resultieren letztlich unsere Erfahrungen des verfehlten und gelungenen Einklangs.

Wie das Interaktive *und* das Intersubjektive in Träumen zu finden ist, habe ich im Lehrbuch «Psychoanalyse der Lebensbewegungen – zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie» – detailliert beschrieben (Steiner Fahrni, 2007, S. 522–554). Dabei zeige ich, dass es zu einer Vielzahl möglicher impliziter Beziehungsmuster führt, wenn ein Traum auf *beides* geprüft wird.

So bin ich zum Beispiel in meinem eingangs beschriebenen Traum allein, jedoch zugleich zusammen mit einem unbelebten Objekt, dem Küchenschrank. Ich gehe auf ihn zu, öffne ihn (trete mit ihm in eine Interaktion) und werde von seinem Inhalt überrascht (erlebe etwas Intersubjektives): Ich finde nicht mehr Mutters Kochtöpfe, sondern mein eigenes Kaffeeservice. Hier bieten sich ganz verschiedene Deutungsmöglichkeiten an: z. B.: Kann ich intersubjektiven Austausch nur via unbelebte Objekte erleben? Oder: Finde ich etwas von mir bei meiner Mutter oder in

einem ihrer Räume, was uns verbindet und zu dem wir beide Zugang haben? Oder: Verdächtige ich meine Mutter einer Manipulation, indem sie sich etwas einverleibt, das mir gehört? Oder: Möchte ich die Freude und meinen Stolz über das Geschenk mit meiner Mutter teilen?

Bereits während des Zuhörens einer manifesten Traumerzählung achte ich auf das interaktive und intersubjektive Traumgeschehen und versuche, dieses phänomenologisch zu beschreiben. Je sorgfältiger dies geschieht, umso eher wird es danach möglich, mit der Summe wahrscheinlicher Deutungsmöglichkeiten brauchbare Hypothesen über das implizite Beziehungswissen eines Träumers zu formulieren. Damit gelingt es, das interaktive und intersubjektive Geschehen in Träumen von Patienten zu untersuchen und dadurch mögliche alte implizite Beziehungsmuster aufzufinden und zu beschreiben (Steiner Fahrni, 2004, 2013). Zusätzlich erweist es sich als hilfreich, auch unabhängig von den Assoziationen des Träumers den Traum nach der Therapiestunde nochmals zu reflektieren. Daraus lassen sich wichtige Hinweise für künftiges psychotherapeutisches Intervenieren ableiten.

2.3 Implizites Beziehungswissen und das Zusammenspiel mit dem Unbewussten

Der Begriff des «impliziten Beziehungswissens» hat im psychoanalytischen Diskurs theoretische und praktische Entwicklungen hervorgebracht, die dazu beitragen, dass beispielsweise Veränderungsprozesse beim Klienten sowie die Beschaffenheit des Beziehungsaustausches zwischen Klientin und Analytiker differenzierter wahrgenommen werden können als früher (Geissler, 2014). Dank der kognitionspsychologischen Forschung wissen wir heute, dass das Implizite und das Explizite aus zwei verschiedenen Gedächtnissystemen stammen (z. B. Tulving, 1972; Köhler, 1998).⁴ Wichtig für unsere Arbeit ist dabei die Einsicht, dass diese unterschiedliche Art der Speicherung im Gedächtnis als Ressource des zwischenmenschlichen Austauschs während des ganzen Lebens erhalten bleibt und sich fortwährend weiterentwickelt.

Eine dialogische Binnenstruktur, in welcher der Andere von vornherein «virtuell» schon einen Platz hat, bringt der Mensch bereits im Säuglingsalter mit (Trevvarthen, 1998; Braten, 1992; Dornes, 2002). Wie er mit einem anderen Menschen zusammen sein und sich auf ihn beziehen kann, erwirbt er in den früh erfahrenen sozialen Interaktionen, welche die Basis bilden für seine grundsätzlichen Beziehungsmuster. Mit welcher Gestimmtheit ein Mensch von seinen «ersten» Anderen gesehen wird, darüber bestimmen die Erwartungen, Hoffnungen,

aber auch Enttäuschungen, die an ihn herangetragen werden sowie die komplexe psychosoziale Umwelt, in die er hineingeboren wird. All dies vermittelt sich prozedural, d. h. über Mimik, Gestik, Töne, Berührungen und schafft damit ein Basisbefinden, mit dem er wiederum dem Anderen begegnet und auf ihn einwirkt (Ermann, 2014, S. 64).

Wenn ich mir überlege, wie ich von meiner Mutter in der Welt «gesehen» und aufgenommen wurde, dann kommen mir Worte (ohne dass sie diese explizit gesagt hätte) in den Sinn wie: «Sei möglichst schnell selbstständig und räume Deine Sachen weg, sonst werden sie von mir weggeräumt.» Weil ich dadurch vermutlich befürchtete, dass meine Sachen durch das nicht sofortige Wegräumen verschwinden würden, erwartete ich von meiner Analytikerin implizit, dass wir uns über das Finden eines eigenen Schrankes austauschen, um meine Sachen dort hineinräumen zu können. Doch sie zeigte mir mit ihrem Hinweis eine andere Sichtweise: dass ich nämlich das Besitzrecht auf mein Geschirr behalte, auch wenn es in Mutters Schrank steht. Diese Einsicht ermöglichte mir eine grundsätzlich neue Beziehungserfahrung. Durch ihr «attunement» ist etwas entstanden, das mir bisher nicht zugänglich war.

In der analytischen Beziehung spielen nicht-bewusste Wahrnehmungsvorgänge beider Beteiligter eine zentrale Rolle. Wahrzunehmen wie sich diese impliziten Beziehungsstrukturen des Patienten und der Therapeutin zueinander verhalten und wie sie unter Umständen szenisch miteinander ausgehandelt werden, ist anspruchsvoll (Mertens, 2013, S. 817).

In meinem Traum kam ein implizites Beziehungsmuster mit meiner Mutter zum Ausdruck, dem die eingeeengte Vorstellung «Beziehung gleich Handeln» zugrunde lag. Dadurch, dass die Analytikerin das Traumbild in ein anderes Licht stellte, erlebte ich, dass Beziehung sehr viel mehr sein kann. Die Veränderung dieses alten Beziehungsmusters ereignete sich freilich nicht schon im Traum, sondern erst im Austausch mit der Analytikerin, nachdem sie mir ein anders geartetes Beziehungsmuster zur Verfügung gestellt hatte.

Diese Erfahrung ermöglichte mir später, meinen Traum, den ich als 35-Jährige geträumt hatte, nochmals zu reflektieren und das alte implizite Beziehungsmuster «Beziehung gleich Handeln» als mein eigenes Verhalten und nicht nur das meiner Mutter zu erkennen. Sie nämlich pflegte für meinen Vater Einladungen für sein berufliches Umfeld zu machen, weniger aus Freude an Geselligkeit, sondern weil sie meinte, dadurch ihre Beziehung zu ihrem Mann zu stärken. Dieses Verhalten hatte ich in meiner Ehe implizit übernommen. Grund genug dafür, dass im Traum mein Kaffeeservice (als Geschenk für eine solche Einladung) in Mutters Küchenschrank stand.

Freud unterschied in seinem topografischen Modell zunächst das Bewusste, das Vorbewusste und das Unbewusste. In seinem später formulierten Strukturmodell sprach er dagegen von Es, Ich und Über-Ich und sagt über das Ich: «Auch unser Forschen muss diese wahrnehmende Oberfläche zum Ausgang nehmen» (Freud, 1920, S. 246). Gödde und Buchholz (2011) bezeichnen sein Strukturmodell als «das vertikale Unbewusste». Damit verweisen sie auf den Weg von der Oberfläche zum «Unteren», «Tieferliegenden», dem Abgewehrten, Unterdrückten, Blockierten, Verdrängten.

Mit dem Gegensatzpaar «Inneres» und «Äusseres» sowie mit der Metaphorik der «Tiefe» des Unbewussten im Unterschied zur «Oberfläche» des Bewussten ergeben sich Bewegungen in zwei Richtungen: «von unten nach oben» (Bewusstmachen von Unbewusstem mit dem Ziel, dass das Ich wieder «Herr im eigenen Haus» werde) sowie «von innen nach aussen» (Entwicklung und Erweiterung von Resonanzmöglichkeiten im therapeutischen Beziehungsgeschehen) im Sinne einer ständig neu sich aufbauenden Synthese von Psychischem und Sozialem, von Selbst und Anderem:

Das Selbst bedarf des Objekts – der Spiegelung im Anderen, der Anerkennung durch den Anderen, der Widerständigkeit des Anderen usw. – wenn es so etwas wie Identität ausbilden will. (Altmeyer, 2005, S. 655 und S. 657)

Wie unterscheidet sich nun das im nicht-deklarativen Gedächtnissystem gespeicherte implizite Unbewusste (horizontal) vom psychoanalytischen Konstrukt des dynamischen Unbewussten (vertikal)? Im Allgemeinen verstehen wir die Horizontale als eine im Jetzt zugängliche Zeitachse (lokale Ebene), das Vertikale dagegen als eine Dimension, die in tiefere Schichten führt, um einen Blick auf Vergangenes zu bekommen. Bedeutungsvoll ist beides: das Vertikale und das Horizontale, d. h. das in der Tiefe Vorhandene und das an der Oberfläche Beobachtbare der Interaktion (vgl. Stern, 2012, S. 104 ff.). Wie sich dies in der konkreten Praxis zeigen kann, werde ich am Fallbeispiel «Robert» (Kap. 3) illustrieren.

Bereits an dieser Stelle möchte ich erläutern, warum ich dabei scheinbar das Hier und Jetzt mehr ins Zentrum meiner Darstellung rücke, als die übliche, verbal zentrierte psychoanalytische Rekonstruktion der geschichtlichen Person. Um die Besonderheit einer frühen Interaktion zu erfassen, braucht es laut Stern ein etwas verändertes Zeitkonzept, wie wir es beispielsweise beim Hören einer musikalischen Phrase erleben. Es umfasst eine zeitliche Spannweite vom

Horizont der Vergangenheit zum Horizont der Zukunft, wobei beides als etwas Gegenwärtiges wahrgenommen werden kann. Auch ein Traum ist nicht gebunden an die äussere Zeit, sondern er ist eine Verdichtung von Vergangenheit, Gegenwart und unter Umständen auch Künftigem. Das Hier und Jetzt stellt mir ein geeignetes Instrumentarium zur Verfügung, um zu zeigen, wie sich neben interaktivem auch intersubjektives Handeln und Erleben entwickelt. Damit greife ich die These der Boston Change Process Study Group (BCPSG) auf, dass sich das implizite Beziehungswissen nur dann verändern kann, wenn man Aspekte der Beziehung auf eine neue Weise «praktiziert» oder auslebt. Dieses Ausleben muss indes keineswegs explizit, reflektiert und verbalisiert werden (Stern, 2011, S. 173).

Diese Behauptung deckt sich auch mit meiner Erfahrung. Die tiefe Bedeutung meines Erlebens im Zusammenhang mit meinem Küchenschrank-Traum zum Beispiel war in meiner Analyse nie in Worte gefasst worden. Und die hier dazu geäusserten Gedanken habe ich mir erst während des Erarbeitens dieses Artikels gemacht. Besonders deutlich geworden ist mir dadurch das auf das Interaktive beschränkte Beziehungsmusters zwischen meiner Mutter und mir.

3 Meine Umsetzung – ein Fallbeispiel⁵

Robert, Mitte 50, kam vor 25 Jahren in die Schweiz, gründete eine Familie und machte hier seinen akademischen Abschluss. Er arbeitet seit mehreren Jahren in einer sozialen Institution. Eine erste Psychotherapie lag 15 Jahre zurück. Obwohl sie Akademiker gewesen seien, hätten seine Eltern sich nicht «intelligent» verhalten. So hätten sie zum Beispiel versucht, ihn und seine vier Geschwister mit einem unerbittlichen Drill-Ton gefügig zu machen, wenn nötig sogar mit Schlägen. Dagegen habe er sich aufgelehnt. Nach der Schule habe er jeweils seine Mappe auf dem Schrank deponiert und sei durch die Hintertür in den Wald verschwunden. Weil er sich gegen das autoritäre Verhalten seiner Eltern heftig aufgelehnt und ausserdem mit seinen Brüdern tägliche Kämpfe ausgefochten habe, galt er in der Familie als schwarzes Schaf und sei gemassregelt worden. Wenn er sich heute ausgeschlossen oder gemassregelt fühle, «reisse ihm der Faden». So wurde er, wie er erzählte, vor einiger Zeit wegen seines provozierenden und opponierenden Verhaltens aus einer begonnenen Weiterbildung ausgeschlossen. Im Übrigen sei er sehr bewegungsorientiert und komme zu mir in eine psychoanalytisch geführte Psychotherapie, weil diese auch den Körper mit einbeziehe.

Im Folgenden werde ich nun das Erstinterview schildern und über die Erfahrungen aus der sechsten und der siebten Sitzung berichten. Danach stelle ich anhand der 83. Stunde, in der auch zwei Träume erzählt werden, meine psy-

chodynamische Arbeitsweise vor. Es handelt sich dabei um eine Psychotherapie im Sitzen mit einer Stunde pro Woche.

Bei unserer ersten Begegnung begrüsstete ich Robert im Wartezimmer. Im Therapieraum angekommen bat er mich um ein Glas Wasser. Ich sagte ihm: «Ich zeige Ihnen, wo Sie das finden.» Daraufhin gingen wir zurück in den Vorraum und ich zeigte ihm im WC das Lavabo und das Trinkglas, füllte das Glas mit Wasser und gab es ihm. Dann gingen wir gemeinsam in den Therapieraum zurück (auf dem Weg dahin dachte ich möglicherweise an «interaktives Geschehen»). Robert stellte das Glas auf einen kleinen Tisch, der neben den Stühlen stand und wir setzten uns beide. Dann fragte er, ob er die Schuhe ausziehen dürfe. Ich bejahte das, worauf er sie auszog und links und rechts neben seinem Stuhl hinwarf. Diese Geste befremdete und überraschte mich. Als Nächstes holte er aus seinem Rucksack Notizbuch, Agenda und Kugelschreiber und entledigte sich schliesslich auch noch seines Pullovers. Alle diese Sachen lagen nun um seinen Stuhl. Dann schaute er mich an und sagte: «Ich bin ein geschlagenes Kind.» Und im späteren Verlauf der Sitzung fügte er hinzu, sein Ziel hier sei, vom «Du darfst nicht» zum «Du darfst» zu finden.

Mit diesen eindrücklichen Handlungen «erzählte» mir Robert Wichtiges aus seinem Leben und holte mich damit in einen Dialog. Einerseits bat er höflich um Erlaubnis (Wasser und Schuhe), andererseits war ich irritiert über seine raumbeanspruchende Auslegeordnung. Eine Legende zu dieser Szene könnte lauten: Patient auf Tuchfühlung mit der neuen Therapeutin im Sinne von: Wie weit darf ich gehen? Wird sie mich zurückweisen? Ich fragte mich: Ist da ein altes implizites Beziehungsmuster der Unterwerfung und Selbstbehauptung im Gang? Seine erste Bitte hatte ich ihm teilweise gewährt, weil ich ihn willkommen heissen und ihm die Räumlichkeiten zeigen wollte. Ich liess ihn aber bewusst das Glas selbst in den Therapieraum tragen, um die Autonomie eines von mir vermuteten bedürftigen Anteils implizit zu stärken. Auch die zweite Bitte (Schuhe ausziehen) gewährte ich, weil ich das Szenische nicht bereits in den ersten Minuten unseres Erstinterviews unterbrechen, sondern sich entwickeln lassen wollte.

Jedenfalls war mir nach dieser ersten Stunde klar, dass viel Regulierungsarbeit auf uns wartete – sowohl hinsichtlich der Beziehungs- als auch der Selbstregulierung. Aus der Sicht des Patienten formulierte ich für mich eine vorläufige Hypothese: Offenbar denkt er sich: «Ich muss prüfen, ob ich hier mit meinen Bedürfnissen willkommen bin. Dazu nehme ich mir viel Raum, bevor ich zulasse, dass mir jemand Raum nimmt.» Ich fragte mich: «Wie würden wir uns über unsere individuellen Bedürfnisse austauschen und diese gelten lassen können, und zwar

nicht im Rahmen eines Machtgefälles, sondern indem wir uns als gleichberechtigte Partner über die Form unterhalten? Und wie könnten wir daraus eine erfolgreiche Zusammenarbeit gestalten?» Dies hiesse für beide, uns zu Therapiebeginn auch über Regeln zu einigen, diese also zusammen abzusprechen, ihnen zu folgen und falls das nicht ohne weiteres möglich sein sollte, es zu lernen.

Im Verlauf der sechsten Therapiesitzung wurde Roberts Stimme zunehmend leiser, sodass ich ihn schliesslich kaum noch verstand und immer wieder nachfragen musste. Ich sprach dieses Interaktionsmuster an und hörte von ihm, dass er in seiner Kindheit und Jugend immer «der Laute» und sein Bruder «der Leise» war. Der Bruder bekam dadurch mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung. Ich fragte mich an dieser Stelle, ob ich hier nicht bereits in die Tiefe gehen und mich erkundigen sollte, wie viel Aufmerksamkeit er in seiner Kindheit bekommen oder aber nicht bekommen habe. Dies unterliess ich jedoch, weil ich beobachtete, wie er seine Unterlippe mit einem Ruck einzog. Gewohnt, auch geringfügige Bewegungen als «Nachrichten» aus dem implizit-prozeduralen Gedächtnissystem wahrzunehmen, fragte ich ihn, ob er wahrnehme, was er eben mit der Unterlippe gemacht habe. Er wiederholte die kleine Bewegung mehrmals. Dass er sich dieses Nachspüren erlaubte, zeigte, dass zwischen ihm und mir im Augenblick eine entspannte Beziehungsatmosphäre herrschte. Der Patient erinnerte sich daraufhin an seine Mutter, die ihm immer wieder gesagt habe: «Lauf nicht mit deiner lüsternen Unterlippe herum.» So habe er gelernt, die Lippen einzuziehen.

Seine leise Stimme und die eingezogene Unterlippe waren von aussen wahrnehmbare Phänomene, die Botschaften aus dem implizit-prozeduralen Gedächtnis sein können und somit womöglich einen Tiefenanteil beinhalten. Meine Aufgabe war es, dieses Verhalten wahrzunehmen, es zusammen mit dem Patienten zu explorieren, seine Erzählungen über seine körperliche und emotionale Erfahrung aufzunehmen, zu benennen und zu begleiten sowie das gegenwärtig Besondere daran im Austausch mit ihm zu reflektieren. Die wesentliche Frage lautet: Wann ist der geeignete Zeitpunkt für die Bearbeitung der einen oder anderen Dimension? Im vorliegenden Beispiel erfolgte die Bearbeitung der Tiefen-Aspekte erst später.

Die nächste, siebte Sitzung eröffnete Robert mit der Aussage: «Letztes Mal war gut!» Auf meine Frage, was denn für ihn gut gewesen sei, sagte er, er habe sich von mir im Wahrnehmen seiner selbst unterstützt gefühlt. Eine solche Bemerkung ist ein wichtiger Indikator. Sie zeigt, dass im Patienten durch unsere in den ersten sechs Stunden gemeinsam gestaltete Beziehungsregulierung eine Korrektur seiner bisherigen Beziehungserwartung in Gang gekommen war. Statt darauf achten zu

müssen, was Andere von ihm erwarteten, war er von einem anderen Menschen ermuntert worden, sich selbst wahrzunehmen.

Eben habe er sich, fuhr Robert fort, im WC beim Füllen des Wasserglases so unbeholfen gefühlt wie seine heute demente Mutter und habe nicht gespürt, ob das Wasser kühl oder warm war. Erst nach längerer Zeit habe er etwas zu fühlen begonnen. Ich bestätigte ihm, dass «Wahrnehmen» und «Spüren» Zeit brauche. Nicht nur habe er sich auf dem WC Zeit zum Spüren genommen, er denke über das Erlebte auch nach, erzähle mir davon und ziehe eine Parallele zu seiner Mutter. Daraufhin nickte er schweigend. Interessant fand ich, dass Robert diese Wahrnehmungserfahrung nicht irgendwo, sondern dort machte, wo wir beide bei unserer ersten Begegnung gestanden hatten und ich etwas für ihn getan hatte.

Ich fragte ihn, ob er dazu noch mehr sagen könne. Wenn er allein sei, antwortete er, könne er sich selbst gut wahrnehmen, nicht aber, wenn jemand in der Nähe sei. Ich fragte ihn, was ihn daran hindere.

Robert: Wenn du dich mit deinen Bedürfnissen zeigst, bekommst du eins aufs Dach. Sobald jemand da ist, gibt es den Anspruch: «So musst du sein.» Dann bekomme ich Angst vor einem vernichtenden Urteil und vor Ablehnung.

Es folgten verschiedene Geschichten über verletzende Erfahrungen aus seinem aktuellen und vergangenen Leben. Damit zeichnete sich für ihn ein weiteres Therapieziel ab: sich in Anwesenheit eines Anderen selbst zu spüren und seine Angst zu regulieren.

In der 83. Stunde berichtete Robert von einer neuen Arbeitsstelle, die er anzunehmen gedenke. Das heisse jedoch, seine jetzige Stelle zu kündigen, was ihm wegen der Reaktion seines Chefs Angst mache. Bei einer früheren Stelle habe er deswegen bis auf den «letzten Drücker» damit gewartet. Das wolle er diesmal anders machen. Ich erkundigte mich, wie ein solches Gespräch zwischen ihm und dem Chef verlaufen könnte, wenn er sich vorstelle, diesem dabei seine Kündigung mitzuteilen. Während er versuchte, sich seiner Gefühle und Worte klar zu werden und sich mögliche Gefühle und Reaktionen des Chefs vorzustellen (intersubjektives Geschehen), fielen ihm unvermittelt zwei Träume ein, die er jetzt erzählen wollte.

Der erste Traum (in der Nacht vor vier Tagen): Ich bin auf einem Tennisplatz und spiele Tennis. Der Platz ist eingezäunt und darauf

sind auch Büsche. Ich spiele durch die Büsche Tennis mit einer Frau, die ich durch die Büsche sehe.

Der zweite Traum (in der Nacht auf heute): *Ich sitze während einer Veranstaltung neben einer Bekannten. Sie sitzt links von mir. Das fühlt sich gut an. Sie ist wie eine dunkle Kontur neben mir, die mich stärkt.*

Auch wenn ich die plötzlich erinnerten Träume wie ein Abbremsen unseres Themas aus dem explizit-deklarativen Bereich empfand, so war mir doch geläufig, auf die Stundensukzession (das «Wann» geschieht etwas in der Stunde) und auf den emotionalen Impetus (das «Wie») zu achten, denn beides kann neues Material aus dem implizit-prozeduralen Bereich an die Oberfläche bringen. Aus der Art, wie Robert sagte, dass er sich nun an zwei Träume erinnere, schloss ich auf seine implizite Aussage: «Bevor wir hier weitergehen können, muss ich über etwas eben Aufgetauchtes sprechen.»

Während ich jeweils den Traumerzählungen zuhöre, begleiten mich nicht nur meine Gefühle, sondern auch Sterns interaktives-intersubjektives Modell, das den manifesten Traum strukturiert (Steiner Fahrni, 2007). So ordnete ich den ersten Traum dem interaktiven Geschehen zu, das entwicklungspsychologisch in die Zeit früher impliziter Austauschprozesse gehört. So könnte dieser Traum auf ein altes Beziehungsmuster mit seiner Mutter hinweisen, bei dem innerhalb eines begrenzten Raumes (Tennisplatz) eine Art «Hin-und-her-Spiel» im Gang ist, nun allerdings zwischen ihm und der Therapeutin. Der zweite Traum zeigte den Träumer zusammen mit einer anderen Person nahe neben sich, die ihn stärkt, so dass er sich unterstützt fühlt. Welche inneren Empfindungen hingegen diese andere Person haben könnte, darüber sagt der Traum noch nichts aus. Das kann bedeuten, dass der Patient träumend bereits fähig geworden ist, ohne sich verstecken zu müssen, nicht nur die Nähe einer anderen Person auszuhalten, sondern etwas ihn Stärkendes wahr- und anzunehmen. Es deutet aber auch darauf hin, dass sein Traum noch keine Hinweise darauf gibt, was und wie sich der andere fühlen könnte. Dies wartet noch auf Entfaltung. Robert ist noch ganz damit beschäftigt, in Gegenwart einer anderen Person sich selbst wahrzunehmen. Das allerdings gelingt ihm inzwischen sowohl im Traum wie im Psychotherapieprozess.

In der gegenwärtigen Phase der Therapie stand somit sein frühkindlicher Mangel an genügend oft erlebtem unterstützendem und resonantem Gefühls-austausch im Fokus. Dabei ging es vermehrt darum, sein subjektives Empfinden

wie auch jenes der Therapeutin zu thematisieren und herauszufinden, wo und wie sich das eigene Empfinden von dem des anderen unterscheidet und wo und wie es sich gleicht. Dieser sich anbahnende Austausch wie auch seine beiden Träume verweisen zugleich auf sein implizit-prozedurales, also vorsprachliches Erleben.

Als Nächstes sollen Roberts Assoziationen geschildert werden:

Der erste Traum ist mein früheres Verhalten, wie ich mich jeweils hinter Büschen, respektive im nahen Wald versteckt habe. Und zum Tennisspielen fällt mir ein, wie ich als Jugendlicher hätte Tennisspielen lernen sollen, weil der Vater den Club gegründet hatte. Das interessierte mich aber nicht, weshalb ich gegenüber dem Vater heftig opponierte. Jetzt geht es nicht darum, mich zu verstecken wie als Jugendlicher, sondern darum, den Platz frei zu räumen und mich zu zeigen.

Und er fügte hinzu, die weibliche Figur im zweiten Traum bestärke ihn, sich selbst besser wahrzunehmen.

Im weiteren Verlauf der Sitzung regte ich an, in Anlehnung an den ersten Traum nach Situationen in unserer Beziehung zu suchen, in denen *wir* in gewisser Weise «durch die Büsche gespielt» haben könnten. Damit richtete ich den Fokus auf den intersubjektiven Austausch zwischen uns. Auf diese Frage fiel ihm trotz längeren Nachdenkens nichts ein. Sein Achselzucken und Kopfschütteln wirkten auf mich etwas ratlos. In meinem Bewusstsein waren unvermittelt unsere ersten Sitzungen aufgetaucht und eigentlich war ich erstaunt, dass der Patient diese nicht nannte. Damit war der noch fehlende intersubjektive Austausch zwischen uns auf dem Tisch und damit die Frage: Wie gehen wir jetzt weiter? Eröffnete dieser Gegenwartsmoment den Weg in einen gemeinsamen intersubjektiven Austausch?

Stern (2005, S. 248) sagt über den Gegenwartsmoment: «Er wird als der Grundbaustein von Beziehungserfahrungen betrachtet.» Er findet in einer wenige Sekunden dauernden Zeitspanne statt, in der sich psychische Prozesse zu einer Gestalt verbinden, die im Kontext einer Beziehung eine Bedeutung haben. Diese Mikrogeschichte muss aber weder dem Klienten reflexiv bewusst sein noch von der Therapeutin verbalisiert werden. Er wird dennoch im episodischen Gedächtnis gespeichert.

Einen vergleichbaren Gegenwartsmoment hatte es in meinem Erleben schon früher in der Sitzung gegeben (Stundensukzession), als der Patient das Thema «Chef» stoppte und in der Rückschau seine Träume zu erzählen begann.

Diese Unterbrechung und Rückbesinnung musste mich erreicht haben. Jedenfalls fing ich an, ihm vom Beginn unserer gemeinsamen Beziehungsgeschichte zu erzählen. Ich sagte, dass in den ersten sieben Sitzungen einige Dinge zwischen uns «ausgebreitet» waren, die man als «Büsche» verstehen könnte, nämlich die ganz konkreten Gegenstände, die zwischen uns lagen und unsere jeweils unterschiedlichen Vorstellungen über die Anfangs- und Schlussgestaltung unserer Stunden. «Das könnte stimmen», meinte er lachend. Gleichzeitig erinnerte ich Robert daran, wie es uns in dieser Anfangsphase der Psychotherapie gelungen war, Vereinbarungen zu finden, die für beide annehmbar und umsetzbar waren. Und wie dieses gemeinsame Finden zu einem Bezugspunkt unserer Behandlungsgeschichte wurde. Dann fügte ich hinzu, dass der zweite Traum zudem verdeutliche, dass er träumend eines seiner Therapieziele bereits erreicht habe: sich in Anwesenheit einer anderen Person selbst zu spüren.⁶

Unterstützt durch unsere gemeinsam erlebte und in vielen Sitzungen gemeinsam gestaltete Beziehungsregulierung könnten solche Hinweise dem Patienten im Idealfall ermöglichen, eine offenere, vorurteilsfreiere Form der Bezogenheit zu erleben, anders als jene, die er in seinen früheren Beziehungen erfahren haben musste. Das Erzählen der Geschichte vom Anfang unserer Beziehung und die Art, wie ich ihm seinen zweiten Traum gedeutet hatte, könnten eine neue Ausgangslage dafür geschaffen haben, das Verbalisieren auf der intersubjektiven Beziehungsebene weiter zu vertiefen. Mertens betont, wie wichtig es sei, «die fehlenden Ausdrucksmöglichkeiten als Funktion des Beziehungsfeldes zu sehen, in dem der Analysand sich bewegt, das er z. T. sich selbst ausgesucht und entsprechend konstellierte hat» (2014, S. 165).

Nach dieser Sitzung reflektierte ich nochmals den Stundenverlauf. Ich fand es bemerkenswert, dass Robert die Träume in jenem Moment eingefallen waren, in dem ich ihn nach seiner fantasierten Reaktion des Chefs gefragt hatte. War da ein anderes altes, implizites Beziehungsmuster reaktiviert worden? Es könnten in ihm Bilder seines aufbrausenden Vaters und seines eigenen opponierenden und provozierenden Verhaltens aufgetaucht sein, das er brauchte, sobald er einer Autorität gegenüber *seine* Wünsche zu vertreten suchte. Kam dabei die Angst auf, «sein Faden» könnte reißen? Dass er in diesem Moment seine Träume erinnerte, hiess für mich, dass in ihm bereits eine Vorstellung einer gelungeneren Beziehungserfahrung gewachsen war, die ihn in einem ihn ängstigenden Moment spüren liess: Jetzt, so ging ihm auf, brauche ich etwas anderes und ich kann mein Bedürfnis (die Träume zu erzählen) angstfrei in den Dialog einbringen, weil ich jetzt eine unterstützende Person an meiner Seite habe.

Damit wurde für mich deutlich, dass in ihm eine unterstützende Repräsentanz gewachsen und ich als Therapeutin seiner anfänglichen Rollenzuschreibung, vor allem eine mütterlich-gewährende Figur zu sein, enthoben war. Seine inzwischen weiter entfaltete Fähigkeit, eigene Affektzustände wahrzunehmen, zu benennen und darauf zu reagieren, ermöglichte uns in der Folge eine erwachsenere, übertragungsfreiere Form des Austausches.

Drei Episoden aus der Anfangszeit dieses langjährigen Psychotherapieprozesses mit Robert bleiben mir beim gegenwärtigen Stand der Behandlung in besonders lebendiger Erinnerung: Erstens seine Inszenierung im Erstinterview und unsere anschliessenden gegenseitigen Regulierungsprozesse im Hier und Jetzt; zweitens das Explorieren seiner leiser werdenden Stimme sowie seine neue Achtsamkeit im Wahrnehmen seiner Körperempfindungen; drittens wurde in der 83. Sitzung und zwar vor allem anhand der beiden Träume die grundlegende Veränderung unserer impliziten Beziehung deutlich.

4 Schlussfolgerung

Anhand der Methode des phänomenologischen Eintauschens stellte ich meine Zugangsweise zu Träumen vor. Ausgehend vom Gedankengut Freuds und Morgenthals wurden zudem bedeutsame neuere Konzepte wie das von Daniel Stern formulierte interaktive und intersubjektive Geschehen aus der präverbalen Zeit sowie das implizite Beziehungswissen thematisiert und wie dieses Herangehen die Arbeit mit Träumen bereichert. An meiner eigenen Erfahrung mit einem Traum als Analysandin und an einer Fallgeschichte aus meiner Praxis zeigte ich, wie diese Erkenntnisse in meine Arbeit einfliessen. Dabei wird deutlich, dass uns die Träume Erwachsener wichtige Hinweise auf altes implizites Beziehungswissen geben und damit wesentliche Anhaltspunkte für entsprechendes therapeutisches Vorgehen. Abschliessend greife ich meinen eigenen Traum nochmals auf und stelle mein Traumbearbeitungskonzept in den Schrank einer zeitgemässen Psychoanalyse, denn praktisch angewandte

Wissenschaft ist keine Hüterin von Stabilität und Ordnung, sondern eine unverbesserliche Revolutionärin, die unablässig kreative Unruhe stiftet. Sie macht unser Leben nicht ordentlicher oder ruhiger, sondern freier und interessanter. (Schatz, 2015)

Literatur

- Altmeyer, M. (2005). Das Unbewusste als der virtuelle Andere. In P.B. Buchholz & G. Gödde (Hrsg.), *Macht und Dynamik des Unbewussten. Bd. 1* (S. 650–669). Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Altmeyer M. & Thomä, H. (Hrsg.) (2006). *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett-Cotta (5–6).
- Balint, M. (1968). *Therapeutische Aspekte der Regression*. Stuttgart (1970): Klett-Cotta.
- Balint, M. (1949). Wandlungen der therapeutischen Ziele und Techniken in der Psychoanalyse. In Balint M. (Hrsg.), *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse* (S. 255–271). Stuttgart: Klett.
- Beebe, B. & Lachmann, F.M. (2004). *Säuglingsforschung und die Psychotherapie Erwachsener. Wie interaktive Prozesse entstehen und zu Veränderungen führen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Braten, S. (1992). The Virtual Other in Infants' Minds and Social Feelings. In Wold A. (Hrsg.), *The Dialogical Alternative. Toward a Theory of Language and Mind* (pp. 77–97). Oslo: Scandinavian University Press.
- Clyman, R. (1992). The Procedural Organisation of Emotions: A Contribution from Cognitive Science to the Psychoanalytic Theory of Therapeutic Action. In T. Shapiro and R. Emde (eds.), *Affect: Psychoanalytic Perspectives* (S. 349–382). Madison: International Universities Press.
- Dornes M. (2002). Der virtuelle Andere. Aspekte vorsprachlicher Intersubjektivität. *Forum der Psychoanalyse 18*, 303–331.
- Ermann, M. (2014). *Der Andere in der Psychoanalyse. Die intersubjektive Wende*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Freud, S. (1920). *Jenseits des Lustprinzips*. GW Bd. XIII. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1917). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW Bd. XI. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1900). *Die Traumdeutung*. GW Bd. II/III. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Geissler, P. (2014). Implizites Beziehungswissen. In W. Mertens (Hrsg.), *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe* (S. 414–420), 4. überarb. und erw. Auflage.
- Gödde, G. & Buchholz, M.B. (2011). *Unbewusstes*. Giessen: Psychosozial Verlag.
- Jacobs, T. (1986). On Countertransference Enactments. *Journal of the American Psychoanalytic Association 34*, 289–307.
- Klüwer, R. (1983). Agieren und Mitagieren. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung 37*, 828–840.

- Köhler, L. (1998). Einführung in die Entstehung des Gedächtnisses. In Koukkou M., Leuzinger-Bohleber M. & Mertens. W. (Hrsg.), *Erinnerung von Wirklichkeiten. Psychoanalyse und Neurowissenschaften im Dialog, Bd. 1: Bestandesaufnahme* (S. 131–222). Stuttgart: Internationale Psychoanalyse.
- Lyons-Ruth, K. (1999). The Two Person Unconscious: Intersubjective Dialogue, Enactive Relational Representation and the Emergence of New Forms of Relational Organisation. *Psychoanalytic Inquiry 19*, 576–617.
- Mertens, W. (2014). *Psychoanalytische Erkenntnishaltungen und Interventionen. Schlüsselbegriffe für Studium, Weiterbildung und Praxis*. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Mertens, W. (2013). Das Zwei-Personen-Unbewusste – unbewusste Wahrnehmungsprozesse in der analytischen Situation. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung 67*, 817–843.
- Morgenthaler, F. (1986). *Der Traum. Fragmente zur Theorie und Technik der Traumdeutung*. Frankfurt a. M. und New York: Campus-Verlag.
- Schatz, G. (2015). Universitäten – Hüterinnen unserer Zukunft. Rede anlässlich des Festaktes 650 Jahre Universität Wien. <https://www.youtube.com/watch?v=D8n2LGPkTgc&sns=em>.
- Steiner Fahrni, M. (2016). Daniel Sterns Entwicklungstheorie – Grundlage für eine fortschrittliche psychoanalytische und psychotherapeutische Behandlungspraxis. In P. Geissler (Hg.), *Sternstunden. Daniel Sterns Lebenswerk in seiner Bedeutung für Psychoanalyse und Psychotherapie*, Giessen: Psychosozial Verlag).
- Steiner Fahrni, M. (2013). Implizites Beziehungswissen als Wegweiser in Träumen und im psychotherapeutischen Geschehen. In P. Geissler & A. Sassenfeld (Hrsg.), *Jenseits von Sprache und Denken. Implizite Dimensionen im psychotherapeutischen Geschehen* (S. 199–236). Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Steiner Fahrni, M. (2007). Das implizite Beziehungswissen in Träumen von Erwachsenen. In P. Geissler & G. Heisterkamp (Hrsg.), *Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch* (S. 521–554). Wien: Springer.
- Steiner Fahrni, M. (2004). Interaktive Regulation und Selbstregulation in Träumen von Erwachsenen aus der Sicht der Säuglingsforschung. In P. Geissler (Hrsg.), *Was ist Selbstregulation? Eine Standortbestimmung* (S. 119–136). Giessen: Psychosozial.
- Stern, D.N. (2012). *Veränderungsprozesse. Ein integratives Paradigma*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.

- Stern, D.N. (2011). *Ausdrucksformen der Vitalität*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Stern, D.N. (2007/2000). Neue Einleitung des Autors. In D. N. Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings* (I–XXXIX, 9. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta (Orig.: *The Interpersonal World of the Infant*. New York: Basic Books).
- Stern, D.N. (2005). *Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Stern, D.N. (1985). *The Interpersonal World of the Infant. A View from Psychoanalysis and Developmental Psychology*. New York: Basic Book. Dt. (2007): *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, mit neuem Vorwort. Stuttgart: Klett.-Cotta.
- Trevarthen, C. (1998). The Concept and Foundations of Infant Intersubjectivity: in Braten S. (eds.), *Intersubjective Communication and Emotion in Early Ontogeny* (pp. 15–46). Cambridge: Cambridge University Press.
- Tulving, E. (1972). Episodic and Semantic Memory. In E. Tulving & W. Donaldson (eds.), *Organization of Memory*. New York: Academic Press.
- Winnicott, D.W. (1969). Objektverwendung und Identifizierung. In D.W. Winnicott (Hrsg.), *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart (1973): Klett-Cotta.

Anmerkungen

- 1 Heidegger bezeichnet in Sein und Zeit das Phänomen als «das Sich-an-ihm-selbst-Zeigende».
 - 2 z. B. zur Art des Beteiligtseins (beobachtend? Aktiv eingreifend?) Gibt es eine Kontaktaufnahme? Wenn ja, zu wem/was/wie? Setzt der Träumer Grenzen oder werden ihm solche gesetzt? Gibt es eigenständiges Handeln? Abhängigkeiten? Wie werden Raum und Zeit organisiert? Wie mit Sprache umgegangen?
 - 3 Unter Enactments verstehen wir Prozesse, durch die handelnd eine bestimmte Realität erzeugt wird.
 - 4 Das explizit-deklarative Gedächtnis beinhaltet Fakten, d. h. das Wissen «was» – dieses beruht auf Wort und Symbol. Das implizit-prozedurale Gedächtnis andererseits beinhaltet Fertigkeiten, d. h. das Wissen «wie» (Köhler, 1998) – und zwar in Bezug auf Affekt und Aktion.
 - 5 Das Beispiel wurde in überarbeiteter und erweiterter Form übernommen aus Steiner Fahrni (2016).
 - 6 Mertens (2014, S. 300) sagt, dass der Analytiker gegenüber unbewussten und vorbewussten Interaktionswünschen und Rollenzuweisungen «keine abwartende oder gar zudeckende Position, sondern eine aktive metakommunikative Rolle einnehmen sollte».
- Für die anregende und kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich Prof. H. S. Herzka, Zürich, Dr. W. Huth, München und Dr. B. Rothschild, Zürich, sehr herzlich.

Angaben zur Autorin

Maria Steiner Fahrni, dipl. Psych., eidg. anerkannte Psychotherapeutin, Körperpsychotherapeutin (Downing), Lehrtherapeutin, Supervisorin und Dozentin am Psychoanalytischen Seminar Zürich (PSZ) und am Schweizerischen Institut

für körperorientierte Psychotherapie (SIKOP), während zehn Jahren Dozentin am Szondi Institut Zürich. Schwerpunkt: Frühe Beziehungsmuster in Träumen von Erwachsenen. Arbeitet seit 1985 in eigener Praxis in Zollikon/ZH.